

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 14

Artikel: Episode
Autor: Scherer, Joh. Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669560>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Episode

Es war die Zeit der eilenden Menschen. Auf der Strasse hupten Autos, Trams klirrten, manchmal flackerte schrill und nervös das Klingeln eines Velofahrers auf, und auf dem Trottoir drängten sich die Leute, die von der Arbeit nach Hause gingen.

Die Sonne war untergegangen. Aber noch immer lastete die Hitze zwischen den Mauern.

Die beiden Menschen gingen langsam dahin. Er hatte ein breites, gutmütiges Gesicht, die graumelierten Haare waren ein wenig gelichtet. Sie war blond und schlank. Sie schien nicht mehr so jung, sah aber recht gut aus.

Andere Leute überholten das Paar und streiften es im Vorbeiweg, manchmal musste es entgegenkommenden Fussgängern ausweichen — aber das schien die beiden Menschen nicht zu berühren. Sie achteten kaum darauf.

Kurze Zeit gingen sie schweigend dahin, aber als er endlich zu sprechen begann, klangen seine Worte bitter. «Ich halte es nicht mehr aus», sagte er, «wirklich nicht. Seit langer Zeit kennen wir nur noch Streit und böse Worte...»

«Und ich bin natürlich schuld», ergänzte sie anklagend.

«Ich weiss nicht, wer schuld ist», fuhr er müde fort, «ich weiss nur, dass es so nicht mehr weiter gehen kann. Wir müssen uns trennen.»

«Ja», sagte sie. Und nach einer Weile: «Wer hätte das gedacht.»

Der Satz blieb in seinem Kopf haften und er wiederholte in Gedanken: Wer hätte das gedacht...

Es hatte so schön begonnen. Sie liebten sich wirklich, und sie sagten sich gute Worte. Grosse Worte, die nicht zu gross waren, weil ein tiefes Gefühl sie ausfüllte. Und weil sie daran glaubten. Sie heirateten und es war alles gut und so wie es sein musste. Es war schön, abends nach Hause zu kommen und zu wissen, dass man erwartet wurde, es war schön, zu Hause zu sein, und auf jemand warten zu dürfen. Alle Erlebnisse waren gemeinsame Geschenke und wurden schöner und

tiefer empfunden, weil es ihnen beiden gehörte. Das erfüllte sie mit Freude und Dankbarkeit. Und so ging es gut. Ging es viele Jahre gut.

Aber eines Tages mussten sie einen falschen Weg eingeschlagen haben, einen Weg, der sie auseinanderführte. Wann dies geschah, wussten sie nicht. Zuerst kam die Gleichgültigkeit und dann die Kälte. Oft hatten sie den Wunsch, diese Kälte zu überwinden, sie mit guten Worten zu durchbrechen, aber es gelang nicht. Und je länger es dauerte, um so schlimmer wurde es. Bald gab es Streit. Und es fielen böse Worte, die verwundeten und kränkten und von denen man in stillen Stunden wünschte, sie nicht gesagt zu haben. Vergeblich. Die Worte lebten weiter, sie schufen Abneigung und dann kam der stille und böse Hass. Und so war es geblieben. Ja, als die beiden durch die belebte Strasse gingen, eingesponnen in Trübsal und Feindschaft, da ahnten sie, dass sie im Begriff waren, etwas zu verlieren — dass sie es vielleicht schon verloren hatten. Es gab kein Zurück. Sie mussten hindurchgehen.

Und die Welt wurde fahler und das Leben dunkler, und beide bereuten. Doch wussten sie: schon das nächste Wort konnte einen neuen Streit entflammen.

Endlich sagte er und kam damit in die Gegenwart zurück: «Ja, wer hätte das gedacht. Aber ich wollte es wirklich nicht...»

«Habe ich es etwa gewollt?» fragte sie und fuhr heftig fort: «Warum willst du immer mir die Schuld geben? Warum denkst du nie an dich selber? Wenn jemand schuld ist, dann bestimmt nur du. Verstehst du: nur du bist schuld.»

«Das sagst du jeden Tag. Und ich habe diese ewigen Vorwürfe satt. Es bleibt nur eines: die Trennung. Das Leben mit dir ist nicht mehr auszuhalten.»

«So», sagte sie, haltlos und gereizt, «du hältst es mit mir nicht mehr aus. Gut, ich bin ja froh, wenn wir uns trennen. Du ahnst gar nicht, wie froh ich bin. Glaubst du etwa, ich hätte es länger ausgehalten? Es war mir eine Qual — und du hast das gewollt, weil du mich satt hattest.»

Und jetzt war auch er nur noch von Aerger und Wut beherrscht: «Geh mir aus den Augen», sagte er flüsternd, und ihr war, er schreie es. «Geh mir aus den Augen. Ich mag dich nicht mehr sehen. Ja, ich habe dich satt und möchte wieder frei sein.»

«Endlich gibst du es zu. Endlich!» stammelte sie, drehte sich brüsk um und rannte auf die

Strasse. Er blieb stehen und sah ihr nach, und in Sekundenschnelle erkannte er, was geschehen würde, weil sie in ihrer blinden Verzweiflung auf den Verkehr nicht achtete: sie musste überfahren werden. Und schon war es geschehen: ein Auto kam. Bremsen kreischten durchdringend auf, dann hörte er einen dumpfen Schlag und sah seine Frau fallen — fallen . . . Die Angst stand in ihm auf, und mit der Angst das Wissen, dass er ohne sie nicht weiter leben könnte, dass Hass und Abneigung nie tief gegangen waren, und er eilte über die Strasse, zwischen den Menschen hindurch, die sich angesammelt hatten. Dann kniete er bei

ihr nieder. Jemand sagte etwas zu ihm, er beachtete es nicht, Reue und Angst trieben ihm Tränen in die Augen.

Sie lag verkrümmt am Boden, auf der Stirne standen kleine Schweisstropfen. Dann stöhnte sie leise. Und auf einmal schlug sie die Augen auf und sah ihn an. Sie sah ihn an, und sah Verzweiflung in seinem verstörten Gesicht — da begann sie leise zu lächeln und sagte: «Wir werden uns nicht trennen. Nicht wahr?»

«Nein», sagte er hastig. «Nein. Nie!»

Denn oft ahnt man erst, was man besitzt, wenn man Angst hat, es zu verlieren.

Joh. Peter Scherer

50 MARK ODER DIE MATHEMATIK

Ich hatte in den Frühlingsferien eine kleine Reise durch Oberitalien gemacht. Den letzten Tag verbrachte ich in Mailand. Mein erster Gang galt Lionardos «Abendmahl». Während ich den Eintritt löste, hörte ich hinter mir eine Frauenstimme: «Ach Männeken, ich weiss wirklich nicht, ob wir uns jetzt noch solche Kunstgenüsse erlauben dürfen. Denk mal, in unserer entsetzlichen Lage!» Worauf Männeken antwortete: «Und mag nun gleich alles schief gehen, das berühmte ‚Abendmahl‘ zumindest will ich gesehen haben!» Ich blickte mich verwundert um. Hinter mir stand ein ziemlich bejahrtes Ehepaar, sehr einfach gekleidet, aber von sympathischem Aussehen. Nur fiel mir auf, dass der Herr Gemahl das ganze Gesicht voller weisser Bartstoppeln trug.

«Verstehen Sie etwa Deutsch?» erkundigte sich die Dame betroffen. Ich bejahte — und bekam nun spontan eine wahrhaft tolle Geschichte zu hören. Die Herrschaften waren mit zwei erwachsenen Söhnen in Messina in den Ferien gewesen und hatten diese, die Söhne nämlich, unterwegs auf der Rückreise verloren. Ja einfach verloren, bei irgendeinem Zwischenaufenthalt der langwierigen Fahrt, die in Anbetracht des wahnsinnigen Osterverkehrs mit vierzehn

Stunden Verspätung in Mailand endigte. Und unglücklicherweise trug der ältere Sohn die Fahrkarten der Eltern für die Strecke Chiasso-Berlin bei sich, «weil der Papa», sagte die Mamma unter Tränen, «halt so zerstreut und vergesslich ist. Er ist Professor, da begreift man sowas, Professor für Mathematik». — «Und der Kleene», fügte der Papa tiefbekümmert bei, «hat mein Rasierzeug in seiner Mappe, weshalb ich mich seit zwei Tagen nicht mehr barbieren konnte.» — «Ach, geh doch», unterbrach ihn die Gattin aufgeregt, «das ist nun wirklich das kleinste Malheur. Hundertmal schlimmer ist, dass wir beinahe kein Geld mehr haben. Denn seit zwei Tagen sitzen wir hier im sündenteuren Mailand, warten alle Züge aus dem Süden ab, brauchen unsere letzten Moneten auf — und wissen nicht wo aus und ein. Wir stehen in steter Verbindung mit dem deutschen Konsulat und mit der hiesigen Polizei; aber von unsern Söhnen fand sich bis zur jetzigen Stunde keine Spur.»

Das war nun allerdings eine böse Geschichte. Während ich das «Abendmahl» betrachtete, dachte ich ohne Unterlass: «Du musst dich der beiden Leutchen ein wenig annehmen. Sie haben total den Kopf verloren, trotz oder gerade wegen der